

Zwei Russinnen erlebten Kinder- und Jugendheime in der Schweiz : Ausschnitte aus einem aufschlussreichen Gesprächsprotokoll : die Schweiz lebt in einem bedeutend langsameren Rhythmus

Autor(en): **Sonderegger, Paul / Gschwind, Vreni**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **68 (1997)**

Heft 10

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Russinnen erlebten Kinder- und Jugendheime in der Schweiz

Ausschnitte aus einem aufschlussreichen Gesprächsprotokoll

DIE SCHWEIZ LEBT IN EINEM BEDEUTEND LANGSAMEREN RHYTHMUS

Protokollauszüge von Paul Sonderegger, in Zusammenarbeit mit Vreni Gschwind

Protokolle sind in der Regel nicht besonders spannend. Vor mir liegt jedoch eine Aufzeichnung von 30 Seiten, in der die beiden Russinnen Elena und Natalja über ihre sozialpädagogischen Praktika in der Schweiz berichten. Die Erlebnisse und Erkenntnisse, die sie in unserem Kinder- und Jugendheim sammelten, wurden in einem Interview im August 1996 in Novosibirsk (Sibirien) besprochen und aufgezeichnet.

An der Aussprache nahmen teil:

- Frau Prof. Tatjana Tschepel, Professorin für pädagogische Psychologie am Institut der Universität Novosibirsk, Leiterin des Zentrums für Weiterbildung von Sozialpädagogen im Vorschulbereich, Mitglied der Expertenkommission des Erziehungsdepartements der Stadt Novosibirsk;
- Frau Natalja Rodigina, Abschluss am Pädagogischen Institut der Universität Novosibirsk, Praktika in einer Arbeitserziehungsanstalt und Tagesklinik;
- Frau Elena Zimmermann, Psychologin, Abschluss am Pädagogischen Institut der Universität Novosibirsk, Diplom am pädagogischen Weiterbildungsinstitut sowie Dozentin am gleichen Weiterbildungszentrum in Novosibirsk, Praktika in Kinderheimen und Tagesklinik;
- Herr Dr. Ulrich Gschwind, ehem. Leiter des Amtes für soziale Jugendeinrichtungen (AKJ) der Stadt Zürich;
- Frau Vreni Gschwind, Russlandexpertein und Vermittlerin des Projekts.

Die nachfolgenden Auszüge aus der umfangreichen Niederschrift lassen uns die unterschiedlichen, sozialpädagogischen Haltungen und Praktiken der beiden Kulturkreise zwischen Ost und West erahnen.

Beispiele aus dem Frage- und Antwortspiel:

Ulrich: Was hat Euch beim Beobachten der Kinder und ihres Umgangs mit den Erwachsenen am meisten überrascht?

Elena: Der Umgang mit den Problemkindern hat mich wahrscheinlich

am meisten beeindruckt, mit Kindern, die Schulleistungsschwächen, Behinderungen und emotionale Probleme haben. Ich denke, dass die Schweizer uns gerade auf diesem Gebiet der Pädagogik ein weites Stück voraus sind, nicht allein auf der Ebene der materiellen Versorgung, denn es versteht sich ja von selbst, dass die Arbeit mit solchen Kindern einen besonderen materiellen Aufwand erfordert, sondern im Umgang mit ihnen.

Bei der Pflegefamilie wohnte ein fünfjähriges mehrfachbehindertes Mädchen, keine Sprache, kein aufrechter Gang usw. Mir fiel dort die aufrichtige, liebevolle und beschützende Beziehung aller Familienmitglieder gegenüber diesem Kind auf. Das zeugt von einer echten Kultur und war keineswegs ein Einzelfall. Kinder mit Gebrechen werden wie «normale» Kinder behandelt und haben das Recht auf ihr eigenes Leben. Die Akzente sind in der Schweiz auf Individualität und Autonomie der Persönlichkeit ausgerichtet, bei uns viel mehr auf Kollektivismus. Ich werte dies als grosses Plus.

Gleich zu Beginn schon empfand ich diesen grundlegenden Unterschied zwischen dem Schweizer Individualismus und den Nachwirkungen unserer Kollektiverziehung. Der zweite Unterschied war mit der Gelassenheit der Pädagogen in dieser Situation verbunden: Wenn ein Pädagoge bei uns mit der Eigendynamik von Kindern konfrontiert wird, beilert er sich, sofort die ganze Gruppe um sich zu scharen, um irgendeine gemeinsame Aktion zu starten. Nichts dergleichen in der Schweiz: Jeder darf mit sich allein sein, darf sich zurückziehen. Die Kinder sollen lernen, sich selbst zu organisieren.

Tanja: Kann man sagen, dass Schweizer Jugendliche, die in diesem Erziehungsfeld aufwachsen, nach Deiner Beobachtung glücklich sind?

Natascha: Ich traf eine ganze Anzahl von Unglücklichen an, die in ihrem Leben eigentlich alles hatten, sich aber am Vorhandenen nicht freuen konnten. Ich ging mit verschiedenen Jugendlichen spazieren, wir machten Ausflüge, schlenderten umher. Worüber ich mich freute, war ihnen oft grundsätzlich unverständlich: Dass die Natur so schön ist, dass es in einem Park etwas Neues zu entdecken gab, etwa. Begreiflich, für mich war das alles neu, ungewöhnlich. Sie waren ständig auf der Suche nach irgend etwas. Sie waren übersättigt. Vielleicht war das ihr besonderes Problem, weil es sich um Drogenabhängige handelte.

Ich wohnte bei einem Paar, das dem Wesen nach ähnlich war wie unsere Leute. Es lud ständig Freunde ein und ging auch häufig aus. Jedenfalls war mir sein Lebensstil vertraut. Trotzdem machte ich eine interessante Beobachtung: Einerseits verhielt es sich frei und ungezwungen, sehr viel lockerer, als dies bei uns der Fall ist, andererseits aber viel distanzierter.

Gegenüber ihrem beliebigen Bekanntenkreis sind die Schweizer irgendwie zurückhaltend, während wir Russen wahrscheinlich einen viel intimeren Umgang gewohnt sind. Ich fand den Umgang der Schweizer Jugendlichen mit anderen Menschen recht schwierig.

Ulrich: Ihr habt erfahren, dass die Arbeit des Sozialpädagogen in der Schweiz zumindest der Absicht nach auf der Beziehung zu Kindern beruht.

Natascha: Ich konnte beobachten, dass viel Wert auf Umgangsformen gelegt wurde.

Ich kann nicht behaupten, dass die Beziehungen völlig fehlten. Aber es gab Unterschiede. Unterschiede, die durch die Stellung der Gesprächspartner bedingt sind. Unsere Pädagogen wurden geschult, den Jugendlichen mit «Sie» anzureden, womit eine gewisse Distanz deklariert wurde, die letztlich auch in

der Schweiz besteht. Dort wird sie aber nicht deklariert, obwohl sich die Kommunikation auch nicht auf gleicher Ebene abspielt. Es gibt auch hier ein Oben und ein Unten. Der Zögling ist tatsächlich bemüht, auf gleichem Niveau zu stehen, zumindest gleichberechtigt zu sein. Der Erzieher versteht das, denn schliesslich gibt es in der Schweiz bestimmte Normen in dieser Sache. Andererseits wird diese Gleichstellung von den Kindern zum Provozieren benutzt, während der Erzieher sich zurückhält oder sich hinter seiner Autorität als Herr über Ausgang und auferlegte Arbeiten verschanzt.

Elena: Im Zentrum standen die sehr emotionalen und menschlichen Beziehungen. Bei uns spürte man das behutsame Bestreben, eine familiäre, wohlwollende Atmosphäre zu schaffen. In allen Gruppen war das in unterschiedlichem Masse sehr gut wahrnehmbar. Diese ehrliche, an den Kindern interessierte, liebevolle Beziehung bestand unabhängig vom Alter, ob Kleinkind oder Schüler.

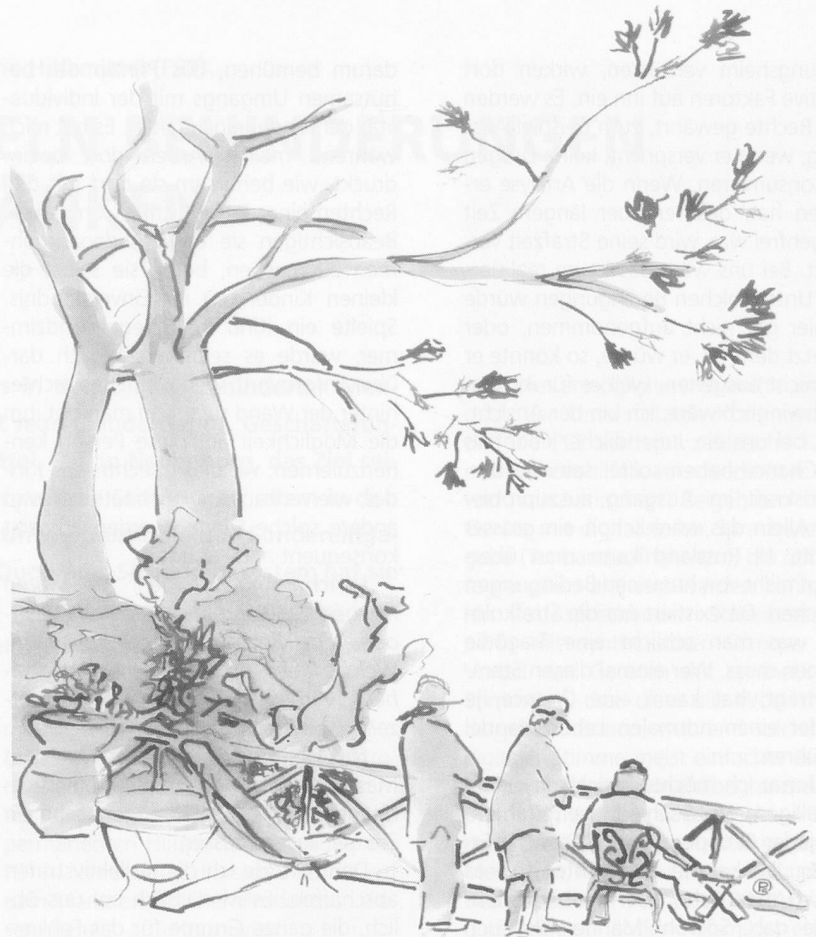
Mir fielen auch gewisse Rituale auf, auf welche die Schweizer grossen Wert legen: Der runde Tisch; immer ein gemeinsames Mittagessen; der Dienstplan des Kinderheims, der Auskunft darüber gibt, wo sich die einzelnen Gruppen aufhalten; Haustiere auf jeder Gruppe; respektvoller Umgang mit den Bastelarbeiten der Kinder; das Recht jedes Kindes, sein Zimmer selbst umzustellen, seine Sachen selbst auszuwählen; die Pflicht, ihm bei irgendwelchen Fragen mit Rat beizustehen.

Ulrich: Man sagt der Schweiz nach, dass viele verschiedene Spezialdienste für Kinder wie für Erwachsene zur Verfügung stehen. Konnten Sie einen Eindruck gewinnen, wie in diesen Dienstleistungsstellen gearbeitet wurde? Haben Sie dort besonders interessante Erfahrungen gemacht?

Elena: Ich hatte die Gelegenheit, praktisch alle Dienstleistungsbereiche, die mein Kinderheim berührten, zu besuchen. Ich war tief beeindruckt, über wie gute Infrastrukturen dieses Heim (verglichen mit unsern entsprechenden Einrichtungen) verfügte, wieviel enger hier mit anderen Organisationen zusammengearbeitet wurde.

Unsere Kinderheime sind isolierter, können nicht auf solche begleitenden Angebote zurückgreifen.

Mich frappierte es, dass in der Schweiz besonders darauf geachtet wird, die Heimkinder auf verschiedene umliegende Schulhäuser zu verteilen. Sogar die Kleinen aus der Vorschulkindergruppe, die von vier respektive fünf Erziehern betreut wurde, besuchten wie die Grösseren den öffentlichen Kin-



Ein anderer Rhythmus. Originalzeichnung Paul Sonderegger (Bambusfeder mit Tusch und Wasserfarbe koloriert).

dergarten. Die sozialen Kontakte mit Nichtheimkindern werden unterstützt.

Ulrich: Welche Unterschiede, die Sie zwischen Russland und der Schweiz erlebt haben, waren für Sie die wichtigsten, interessantesten, vielleicht auch abschreckendsten?

Elena: Einen fundamentalen Unterschied konnte ich im Verhältnis des Kinderheims zu den Eltern feststellen. Dieses System ist im Vergleich mit unserem viel weniger kategorisch. Das Ganze beruht auf dem Recht, das die Eltern lebenslanglich auf ihre Kinder und darauf haben, mit ihnen Umgang zu pflegen, gleichgültig, was für Eltern sie auch immer sind. Dies zeigt sich anhand verschiedener Arten des Elterneinbezugs.

Ich fand die Praxis interessant, für die Kinder «gesund», recht überzeugend und stellte den Erziehern diesbezüglich Fragen. Die Antwort war klar: In den Fällen, wo sich die Eltern redlich bemühen, «gute Eltern» zu sein (selbst wenn ihnen das bislang nicht besonders gut gelungen war), ist das für die betreffenden Kinder nützlich. Mir ist es jedoch unverständlich, weshalb Kinder übers Wochenende nach Hause entlassen werden und ihre Elternkontakte unterstützt werden, wenn schon im vornherein klar ist, dass sie es miteinander nicht gut haben werden und jeweils ag-

gressiver, nervöser und völlig unausgeglichen ins Heim zurückkehren. Ich erhielt die einigermassen überzeugende Antwort: Auch wenn diese Begegnungen nicht besonders glücklich, sogar eher traumatisierend sind, so vergessen gerade kleine Kinder diese traurigen Erlebnisse nach einiger Zeit und beginnen, sich trotzdem zu ihren Eltern hingezogen zu fühlen. Unterbände man aber diese Kontakte, fingen die Kinder an, ihre Eltern zu idealisieren. Die Konfrontation mit der Realität und die mit ihr verbundenen Enttäuschungen erfolgten dann später und womöglich noch viel dramatischer. Zudem würden die Aggressionen gegenüber den Erziehern viel grösser, weil sie ja diejenigen wären, die den Kontakt mit den Eltern verböten. Mir schien diese Politik, die in der ganzen Schweiz praktiziert wird, human, und wir könnten diese Erfahrung ruhig übernehmen.

Natascha: Was die Jugendlichen anbelangt, versuchte ich für mich die Frage des Strafrechts in Russland zu überdenken. Für mich galt als Norm, was bei uns gilt: Hat ein Jugendlicher etwas verbrochen, folgt eine Strafe, das heisst für ein vergleichbares Vergehen sitzt er bei uns in der Strafkolonie, unter Verlust aller seiner Rechte. Muss hingegen einer in der Schweiz seine Strafe in einem Er-

ziehungsheim verbüssen, wirken dort positive Faktoren auf ihn ein. Es werden ihm Rechte gewährt, zum Beispiel Ausgang, wenn er verspricht, keine Drogen zu konsumieren. Wenn die Analyse ergeben hat, dass er über längere Zeit drogenfrei war, wird seine Strafzeit verkürzt. Bei uns wäre das kaum realisierbar. Unter solchen Bedingungen würde er hier gar nicht aufgenommen, oder gesetzt den Fall, er würde, so könnte er gar nicht ausgehen, weil es für ihn unerschwinglich wäre. Ich bin der Ansicht, dass bei uns ein Jugendlicher ebenfalls die Chance haben sollte, seine Widerstandskraft im Ausgang auszuprobieren. Allein das wäre schon ein grosser Schritt. In Russland kann man überhaupt nicht von humanen Bedingungen sprechen. Da existiert nur die Strafkolonie, was man schlicht eine Tragödie nennen muss. Wer einmal diesen Stempel trägt, hat kaum eine Chance, je wieder einen normalen Lebenswandel zu führen.

Elena: Ich möchte gleich mit einem auffälligen Unterschied weiterfahren: Auf jeder Gruppe gab es männliche Erzieher. Ich konnte beobachten, ob es typisch männliche oder weibliche Einflüsse gab. Sowohl Männer als auch Frauen arbeiteten auf gleicher Stufe, es gab keine Rollenverteilung, wo nur die Frauen kochten, während sich die Männer nicht mit Küchenarbeit beschäftigten. Es gab keine Aufteilung in pädagogische und blosse Alltagsarbeiten, das heisst, kein männlicher Pädagoge weigerte sich, irgendeine Verrichtung auszuführen. Es galt als natürlich, dass jeder Erwachsene, der mit den Kindern lebte, alle anfallenden Arbeiten erledigte, vom Geschirrspülen über Hausaufgaben nachprüfen bis zu den intimen Gesprächen. Das war für mich ein grosser Unterschied, über den wir hier nachdenken sollten!

Tanja: Was könnt Ihr ganz persönlich gleich hier umsetzen von dem, was Ihr gesehen, begriffen und gelernt habt? Wie? Unter welchen Voraussetzungen?

Elena: Nehmen wir zum Beispiel die persönliche, psychologische Arbeit: Ich besuchte einmal wöchentlich den Psychiatrischen Dienst, eine staatliche Einrichtung der Jugendhilfe, die zur Kinderklinik gehört. Die dort von mir erworbenen konkreten Methoden und Empfehlungen kann ich sogleich in meine Tätigkeit integrieren. Allein, wie sie sich organisieren, wie sie die Erstaufnahme des Kindes vornehmen und ihre Krankengeschichte erstellen, das sind so Kleinigkeiten, die ich unmittelbar übernehmen kann.

Persönlich als Psychologin, kann und werde ich mich an meinem Arbeitsplatz

darum bemühen, das Prinzip des behutsamen Umgangs mit der Individualität der Kinder einzuhalten. Es hat mich während meiner Arbeit dort beeindruckt, wie behutsam sie dort mit den Rechten einer Persönlichkeit umgehen. Beabsichtigen sie etwa, Videoaufnahmen zu machen, baten sie selbst die kleinen Kinder um ihr Einverständnis. Spielte ein Kind im Spiegelwandzimmer, wurde es selbstverständlich darüber informiert, wenn ein Beobachter hinter der Wand sass, und man bot ihm die Möglichkeit an, diese Person kennenzulernen. All diese Rechte des Kindes, wie vertrauliche Informationen und andere solche Dinge, werden äusserst konsequent angewandt.

Ulrich: Angenommen, Sie wären morgen Leiter in einer Kolonie für minderjährige Rechtsbrecher in Russland. Welche Ideen, die Sie in der Schweiz sahen, würden Sie in die Praxis umsetzen?

Natascha: Zuerst würde ich mit dem Massenbetrieb in den Schlafsälen aufräumen, wo sich vierzig Jugendliche ein Zimmer teilen müssen.

Dann würde ich die Kollektivstrafen abschaffen. Es ist nämlich bei uns üblich, die ganze Gruppe für das Fehlverhalten eines einzelnen zu strafen.

Drittens würde ich die uneingeschränkte Autorität der Mitarbeiter abbauen. Der Zögling sollte sich nicht nur an eine einzige für ihn verantwortliche Person wenden können, die mit ihm völlig willkürlich verfahren kann.

Ulrich: Wollen Sie noch etwas erzählen, Elena?

Elena: Ja. Es gibt noch ein paar weitere, ganz konkrete Ergebnisse, die mir mein Praktikum brachte:

Erstens: Ein persönlicher wichtiger Faktor, den ich bereits anwende: Ich bin in der Lage, mich selbst beruflich besser einzuschätzen.

Zweitens: Ungeachtet meiner schlechteren theoretischen Ausbildung, vor allem im systemischen Bereich, war mir meine eigene Praxiserfahrung nützlich. Ich begriff sofort, dass ich auch in der Schweiz oder in andern, ähnlich tätigen Ländern zu arbeiten imstande bin, dass ich auch dann gute Arbeit leisten kann, wenn sich die Systeme unterscheiden. Das gibt mir Zuversicht.

Drittens: Ich will hier einen lang gehegten Wunsch einführen, nämlich die starke Ausweitung des Therapiebegriffs und der Zuständigkeit des Psychologen.

Viertens: Für unsere Pädagogen und vor allem für die Psychologen lohnt es sich, eine Vorlesung über Familientherapie zu absolvieren.

Fünftens: Mein Zukunftstraum, dessen Realisierung wohl noch lange auf sich warten lassen wird: Ich möchte am Auf-

bau eines interdisziplinären Zentrums für Familienhilfe mitwirken. Ich stelle mir als dessen Basis die Kindergärten vor, denn mit stationären Einrichtungen werde ich mich nicht befassen. Die – wie man so schön sagt – Normalen, die nicht aus dem Rahmen der sozialen Normen fallen, haben ebenfalls mit vielfältigen Problemen zu kämpfen.

Tanja: Könt Ihr sagen, welche Nutzen ein Schweizer Pädagoge aus der Begegnung mit Euch gezogen haben könnte?

Die Schweizer sollten Euch nicht nur als Vertreter eines in pädagogischer Hinsicht unterentwickelten Landes betrachten. Solche Beziehungen sollten immer der gegenseitigen Bereicherung dienen. Was habt Ihr den Schweizern bringen können? Davon hängt nämlich eine andere wichtige Frage ab: Was für Praktikanten sollen wir aus den Anwärtern auswählen, damit ein gegenseitiger Nutzen erreicht wird?

Elena: Ohne falsche Bescheidenheit darf ich als Psychologin sagen, dass ich das, was sie in fünf Sitzungen erreichen, manchmal ebensogut in einer oder zwei Sitzungen vollbringe. Das ist selbstverständlich nicht immer so! Es ist erstaunlich, was sie alles an Ausrüstung, Hilfsmitteln und weiteren ausgeklügelten Dingen zur Verfügung haben, die um vieles besser sind als bei uns. Andererseits habe ich festgestellt, dass sie durch diese Dinge und durch die angenehmen Arbeitsbedingungen manchmal wie blockiert sind. Es gibt zum Beispiel einen wunderbaren Koffer für Abklärungstests, um den ich sie geradezu beneide. Adresserseits etikettieren sie alle Kinder aufgrund der Tests sehr schnell und übersehen manchmal vielleicht die Hintergründe, weshalb sie aufgesucht wurden. Dazu kommt, dass sie damit viel Zeit verlieren. Ein Kind kam mit emotionalen Störungen im Umgang mit seiner Mutter. Es war völlig klar, dass die Mutter die Ursache seiner Probleme ist. Trotzdem wurden zwei Stunden mit Intelligenztests vertan, wo man doch nach fünfzehn Minuten Beobachtung sehen konnte, dass das Kind normal begabt war und seine Störungen es blockierten.

Die Schweiz lebt in einem bedeutend langsameren Rhythmus, jedenfalls in der Welt der Pädagogik und der Psychotherapie. Alles läuft langsamer, bedächtiger, gemessener und vor allem geplanter.

Vermerk:

Die vollständigen Aufzeichnungen können bei Frau Vreni Gschwind, Felsenstrasse 14a, 8008 Zürich, Tel. 01/381 57 65, für Fr. 15.– (inkl. Porto) bezogen werden. Der Ertrag wird für die Weiterführung des Russlandprojekts verwendet. ■